

Theodor Fontanes Briefen an seine Freunde

Autor(en): **Wendriner, Carl Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 24

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Theodor Fontanes Briefe an seine Freunde.

Von Carl Georg Wendriner.



Lang versprochen, mühsam zusammengesucht, sehnsuchtsvoll erwartet erscheint endlich die zweite Sammlung der „Briefe Theodor Fontanes“, als deren Herausgeber Otto Pniower und Paul Schlenther verantwortlich zeichnen. (Verlag F. Fontane & Co., Berlin.) Schon vor mehreren Jahren sind die Briefe des Dichters an seine Familienangehörigen bekannt gegeben worden. Den Freunden gehören die neu veröffentlichten Briefe. Der erste Band der Sammlung bringt Fontanes Briefe aus den Jahren 1846—1879. Der erste Brief vom 3. Mai 1846 ist an Friedrich Witte gerichtet, den Fontane 1845 bei seinem Eintritt in die Polnische Apotheke als Lehrling vorgefunden hatte, und schildert die erste Sitzung des „Tunnel“, der der junge Dichter beiwohnte. Die letzten Mitteilungen aus dem Jahre 1879 erzählen von der Vollendung der ersten größeren selbständigen Dichtungen, von dem Roman „Vor dem Sturm“ und der Novelle „Grete Minde“. Dazwischen liegt das Kapitel „Fontane als Journalist“. Von Hunger und Armut, von geistigen und körperlichen Leiden sprechen die Briefe dieses ersten Bandes.

Fontane hat sich im Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn durchaus als Journalist gefühlt. Nicht als ein „Korrespondenzartikelfabrikant“, nicht als solch ein „Zeilenmacher“ und „literarischer Geldspekulant“, sondern als „ein Mensch von Meinung und Urteil“. „In einem Moment wie dem jetzigen“, schreibt er 1850, „an der Spitze eines einflussreichen Blattes stehen, heißt an der Spitze einer Armee stehen“. Vorläufig aber war jede Einnahme für ihn noch ein Ereignis, noch fehlte ihm durchaus der „sichere Markt“ für seine Ware. Im Sommer 1851 hören wir die ersten Klagen: „Es drückt mich von Zeit zu Zeit doch darnieder, wo es eigentlich mit uns hinaus will. Fest entschlossen bin ich, mich nicht zu verkaufen, und ich werde mich weder durch Not noch durch Tränen davon abbringen lassen; schlimmstenfalls muß ich sehen, als Abschreiber oder überhaupt als Handarbeiter mein Brot zu verdienen“. 1853, als er „mit den Niederungen des allerprofansten Hungers Tag um Tag“ zu tun hatte, erschien es ihm als höchstes Ideal, in der Handelsschule eine Stellung als Lehrer der englischen Sprache zu erhalten, und im nächsten Jahre wollte er nach Mexiko gehen, um „Pfeifenträger bei Omar Pascha zu werden“. Noch 1872 muß er bekennen, wie bitter es ist, mit 55 Jahren „unter Ach und Krach eine kümmerliche Jahreseinnahme zusammenzuschreiben“. Und dennoch hat er, obwohl seine Existenz sich „immer am Abgrund hin bewegte“, 1876 seine wohlbezahlte

Stellung als Sekretär der königlichen Akademie der Künste nach dreieinhalbmonatlicher Tätigkeit niedergelegt: „Man kann nicht gegen seine innerste Natur, und in jedes Menschen Herz ist ein Etwas, das sich, wo es mal Abneigung empfindet, weder beschwichtigen noch überwinden läßt. Ich hatte mich auch zu entscheiden, ob ich um der äußeren Sicherheit willen ein stumpfes, licht- und freudloses Leben führen oder, die alte Unsicherheit bevorzugend, mir wenigstens die Möglichkeit heiterer Stunden zurückerobern wollte. Ich wählte das letztere Jetzt bin ich ein forscher Kerl, ein Charakter, dem der Ehrenpunkt über den Geldpunkt ging und der nicht Lust hatte, nach jeder Geheimratspfeife zu tanzen“.

Die beiden folgenden Jahre waren für Fontane besonders schlimm. „Im großen und ganzen aber darf ich sagen, daß ich seit Jahresfrist nur Niederlagen, Kränkungen und Fehlschläge erlebe und daß ich mich nach einem bißchen Glück und Sonnenschein sehne wie ein Verdurstender nach einem Glase Wasser“. Er hatte zudem in dieser Zeit unter den uns durchaus verständlichen Vorwürfen seiner Frau zu leiden, die „eine vorzügliche Prediger- oder Beamtenfrau in einer gut und sicher dotierten Stelle geworden wäre, auf eine Schriftstellerexistenz aber nicht eingerichtet war“. „In dem Moment, wo ich ertrinkend nach Hilfe schreie und ein freundlich ausgestreckter Finger mich über Wasser halten würde, hat sie eine Neigung, ihre Hand nicht rettend unterzuschieben, sondern sie wie einen Stein auf meine Schulter zu legen“. Und noch in einem der letzten Briefe des ersten Bandes, den Fontane am 18. August 1879 an seinen Verleger Wilhelm Herz schrieb, ruft er aus: „So lächerlich es klingen mag, ich darf — vielleicht leider — von mir sagen: ich fange erst an — nichts liegt hinter mir, alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich!“ Das Kapitel „Fontane, der Dichter“ beginnt.

Es erfüllt den zweiten Band der Briefe an die Freunde. Es beginnt mit einem Briefe an Mathilde von Rohr vom 15. Januar 1880 und endet im Todesjahre Fontanes mit einem vom 15. September 1898 datierten Dankschreiben an Hermann Wichmann. Auch als Dichter hat der Schöpfer von „Effi Briest“ anfangs schwere Enttäuschungen erlebt. Noch 1893 bekannte er: „Im ganzen genommen, darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgefetzt war“. Damals war er „tief davon durchdrungen, daß das alles eine Welt der Mängel ist, weit, weit mehr noch, als man in jungen und mittlern Jahren annahm, und daß es nicht schlimm ist, die Unruhe mit der Ruhe zu vertauschen“. Erst als er das biblische Alter überschritten hatte, stürmte Erfolg auf Erfolg in das Arbeitszimmer des greisen Dichters. „Fünzig Jahre lang“, schrieb er, als der durch seinen Roman „Irrungen Wirrungen“ erweckte Jubel immer lauter an sein Ohr brauste, „habe

ich mich nur bei Nullgraderfolgen, ohne Lob und ohne Tadel, hingequält und mit dem Gedanken, ohne rechte Sonne hingehen zu müssen, vertraut gemacht: da sieht der nur noch auf Stunden Gestellte den Ball am Horizont und ruft mit dem bekannten Seligen „Verweile doch usw.“. Ein Leben lang hatte er um Anerkennung gerungen, „und nun, im Erfüllungsmonat muß wohl ein armer Teufel sterben“. Aber es war ihm noch vergönnt, die Stunde zu erleben, in der ihm der Schillerpreis zuerkannt wurde, den Tag, an dem die Berliner Universität ihm, „poetae eximio, narratori ingenioso, civi egregio“, das Ehrendoktor-diplom überreichte. Mit Stolz hat er 1896 im „Berliner Tageblatt“ die Kritik Friedrich Dernburgs gelesen, welche ihn als „den größten lebenden Dichter“ feierte. Und doch kam die Auferstehung zu spät, das Leben hatte ihm zu schwere Enttäuschungen aufgebürdet. Zwar hat er alles leichter getragen mit Hilfe seiner wundervollen Weltanschauung. „Ich habe darunter gelitten“, gesteht er einmal, „aber andererseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: „ich habe nicht sehr darunter gelitten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für Tatsächlichkeiten gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen wie ich's fand und mich ihm unterworfen“. Wie verbittert er aber doch geworden war, lehren seine Worte, mit denen er jede Feier seines siebenzigsten Geburtstages ablehnte: „Ich erwarte keine Liebe. Ich will einsam begraben sein. Ich will auch keine Kränze und verzichte auf den ganzen Klimbim. Ich will nur, so lange ich atme, einfach sagen dürfen, wie ich die Dinge ansehe. Man lebt sich selbst, man stirbt sich selbst. Man ist den Menschen gar nichts (ihnen höchstens im Wege) und wenn sich drei Ausnahmen finden, so steht es auch mit diesen mau genug“.

Ein Stück deutscher Kultur- und Geistesgeschichte spiegelt sich wieder in diesen Briefen. Die Gestalten Gukzows, Gottschalls, Franz Kuglers, Paul Heyse, Felix Dahns, Roquettes, Storms, Scherenbergs, Adolf Menzels, Leopold von Ranke ziehen in dem ersten Bande an uns vorüber, alle getroffen vom Strahle Fontanescher Kritik. In Gukzow und Gottschall sah er „die beiden großen Phrasenre“ seiner Zeit; Paul Heyse, den er trotz wachsender Bedenken gegen seine Kunst sehr hoch schätzte, charakterisiert er mit diesen echt Fontaneschen Worten: „Alle zwei Jahre ein Kind, alle Jahre ein Drama, alle halbe Jahre eine Novelle“. Lindaus Grazie des Stils wird treffend mit der Grazie einer Dame von der Opéra comique verglichen. Am tiefsten verneigt sich Fontane vor Franz Kugler: „Unter allen Menschen, mit denen ich in meinem bunten, vielgestaltigen Leben in Berührung gekommen bin, hat er den entschiedensten, und ich muß hinzufügen, segenvollsten Einfluß auf mich ausgeübt. Er hat etwas von einem Weisen, einem Goethe,

meinetwegen auch von der Kühle, die dazu gehört. Nicht seine Worte lehren, aber sein Leben ist Lehre und Vorbild“.

Noch interessanter ist der zweite Band. In seinem Mittelpunkt steht die Entwicklung der modernen Literatur, der Kampf um die „Freie Bühne“, um Ibsen und Gerhart Hauptmann. Hier sprühen leuchtende Schlaglichter nach allen Seiten, sowohl auf das politische Leben, das mit dem Sturze Bismarcks in einen seiner größten Augenblicke getreten war, als auch auf die Gestalt Richard Wagners, welche immer mehr das Interesse der musikalischen Welt beherrschte. Fontane hatte immer nur Widerwillen gegen die Goldschnittliteratur der siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts empfunden, Jordan war ihm als ein „furchtbarer Mensch“ erschienen, und als er erfuhr, daß nur noch an Julius Wolff „Dichtergeld“ ausgezahlt werde, rief er, trotz seiner Armut, erschreckt aus: „Da doch lieber nich!“ Menzel und Turgenjew waren immer seine Vorbilder gewesen, aber als nun in den achtziger Jahren die neuen Menschen heranstürmten, „die zu neuen Göttern und Gözen beten“, fühlte er sich zuerst doch ein wenig vereinsamt. Aber die Bewunderung, welche ihm aus den Reihen der Jungen entgegenklang, machte auch ihn noch einmal jung, und so sehen wir das wundervolle Schauspiel, daß dieser Greis mit seinem weißen Haar eine Schar zwanzigjähriger Dichter anführte im Kampfe um eine neue Kunst. „Ich verfolge alle diese Erscheinungen (Freie Bühne) mit dem größten Interesse und finde, die Jugend hat recht. Das Überlieferte ist vollkommen schal und abgestanden“. Sofort hat er die Größe des Dichters Ibsen erkannt: „Er hat mich in der Wildente erschüttert, in der Frau vom Meere aufs äußerste gespannt, und wer mich, der ich sehr nüchtern bin, so packen kann, der ist eben kein Nachtwächter aus Rixdorf. Ibsen ist ein segensreicher Revolutionär, der die ästhetische Welt einen guten Schritt vorwärts gebracht hat“. Noch in seinem Todesjahre hat Fontane dieses Bekenntnis zu Ibsen abgelegt: „Ich bin Ibsen gegenüber fast unverändert geblieben. In vorderster Reihe stehen doch Bewunderung und Dank, denn er ist ein großer Reformator unseres Bühnenwesens gewesen. Er hat neue Gestalten und vor allem eine neue Sprache geschaffen. Daß unter den Gestalten viele aus der Retorte sind, darf man ihm nicht so übel nehmen. Dafür war er — Apotheker“. Für die dichterische Arbeit Ibsens hat Fontane immer „hohe Bewunderung“ empfunden, als Ethiker aber war er ihm überaus unsympathisch. Er hat gegen den Pessimismus der „Gespenster“ ebenso scharf angekämpft wie gegen den „Eheblödsinn“ des Dichters der „Nora“, die für ihn immer eine „Schafsliese“ geblieben ist. Der Mensch in Fontane wurde nicht warm in Ibsens Nähe. Da kam Gerhart Hauptmann. „Und nun Gerhart Hauptmann“, rief er begeistert nach der Premiere von „Vor

Sonnenaufgang“, „der neue Räuberhauptmann, neben dem Ibsen bloß ein Kadett ist. Ja, ich bin auch sehr von ihm eingenommen. — — Es ist lächerlich, diesen jungen Kerl so mit der landläufigen Phrase, daß er auch ein bißchen Talent habe, abspeisen zu wollen. „Ein bißchen Talent“ hat jeder. Das kann man von jedem dritten Menschen sagen. Hauptmann hat ein sehr großes, ein seltenes Talent. — — Lassen Sie mich als „alten Knopp“ die festeste Überzeugung aussprechen, daß hinter einem Manne, der so was schreiben kann, mehr steckt als hinter der andern Blase, die alle bloß nach der „Tantième“ schielen“. Das liebte Fontane so sehr an Hauptmann, daß dieser „liebenswürdige Dichter, der mal wirklich einer ist“, auch „ein Mensch dazu“ ist. Noch 1898 zog er diese Parallele zwischen Ibsen und dem Dichter der „Weber“: „Ibsen mag die größere Natur, die stärkere Persönlichkeit, das überlegene bahnbrechende Genie sein, dichterisch steht mir Gerhart Hauptmann höher, weil er menschlicher, natürlicher, wahrer ist“.

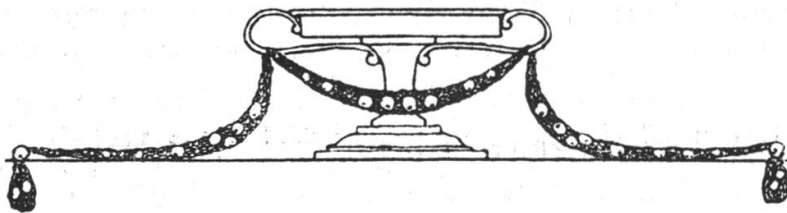
Nichts ist charakteristischer als Fontanes Schilderung seines Besuches in Bayreuth im Jahre 1889: „Sonntag: Parsifal“, Anfang 4 Uhr. Zwischen 3 und 4 natürlich Wolkenbruch; für zwei Mark, trotzdem ich ganz nahe wohnte, hinausgefahren. Mit aufgekrempten Hosen hinein. Alles naß, klamm, kalt. Geruch von aufgehängter Wäsche. Fünfzehnhundert Menschen drin, jeder Platz besetzt. Mir wird so sonderbar. Alle Türen geschlossen. In diesem Augenblick wird es stockduster. Nur noch durch die Gardinen fällt ein schwacher Lichtschimmer, genau wie in „Macbeth“, wenn König Duncan ermordet wird. Und nun geht ein Tubablasen los, als wären es die Posaunen des letzten Gerichts. Mir wird immer sonderbarer, und als die Duvertüre zu Ende geht, fühle ich deutlich: „noch drei Minuten und du fällst ohnmächtig oder tot vom Sitz! Also wieder raus!“ Fontane war ein viel zu großer Realist für dieses Theater im Theater. Mit feinstem kritischen Gefühl hatte er schon lange vorher den geringen Wert fast aller Wagnerischen Textbücher erkannt. Wohl erschien ihm das, was der Meister von Bayreuth gewollt hatte, über die Banalität eines gewöhnlichen Operntextes hoch erhaben. Aber „die furchtbare Menge von Quaseleien, Albernheiten, Unverständlichkeiten und Geschmacksverirrungen“, der totale Mangel an Witz und Humor, vor allem aber die Erkenntnis, daß Wagner die Lösung der Aufgaben, die er sich selbst gestellt hat, „in einem eminenten Grade nicht geglückt“ ist, machten ihm die Dichtungen Wagners unerträglich.

Über Fontanes Bismarckverehrung ist schon viel geschrieben worden. In diesen Briefen erleben wir die Enttäuschung, die Erkenntnis, daß „dieser Riese was Kleines im Gemüt hat“ und daß dies, als es erkannt wurde, ihn gestürzt hat. „Das ewige sich auf den Waisenknaben und Biedermaier hin Ausspielen ist gräßlich, und man muß sich immer

wieder all das Riesengroße zurückrufen, was er genialisch zusammen- gemogelt hat, um durch diese von den krassesten Widersprüchen getragenen Mogeleyen nicht abgestoßen zu werden“. Immer aber hat er in dem Alten aus dem Sachsenwalde „die denkbar interessanteste Figur gesehen“, gar zu gern ließ er einen Schatten dieser Riesengestalt in seine Romane hineinfallen und eines seiner letzten Gedichte ist eine erneute Huldigung an Bismarck, der wenige Monate vor ihm gestorben war und im Tode wieder, befreit von allen Schläcken des Erdenlebens, als der geniale Weltenlenker vor den Zeitgenossen stand. Von pikantem Reize sind für uns die Briefe Fontanes an den Fürsten Philipp Eulenburg mit dem „fein melancholisch angeflogenen Lächeln“. In einem Schreiben an Diliencron hat er diesen Minnesänger interessant charakterisiert: „Philipp Eulenburg ist ein liebenswürdiger Mann und ein liebenswürdiges Talent. Der Kaiser hat neulich von ihm gesagt: „Ich liebe ihn sehr, denn er ist ein Mann des Friedens“, ein Wort, das einen großen und schönen Eindruck auf mich gemacht hat, noch mehr um des Kaisers als um Eulenburgs willen. Ja, er ist ein Mann des Friedens, und das Gemeine kann vor und neben ihm nicht bestehen. Aber als Dichter ist er ein Dilettant. Gott sei Dank ist er auch noch Gesandter und Besitzer des schönen Liebenberg mit 24,000 Morgen und einer reichen Schwedin als Frau“. Der Zufall hat es gefügt, daß sich in demselben Briefbände auch ein Urteil über Eulenburgs Vernichter, über Maximilian Harden, findet. Es lautet: „Ein merkwürdiges Talent, solche Dinge so glücklich anzufassen. Man kann fast sagen: er schreibt so, wie er aussieht: knapp, flug, nervös“.

Man könnte ohne aufzuhören über den Inhalt der Briefe Fontanes schreiben. Der Inhalt aber ist für die Briefe dieses Mannes, der in seinem eigensten Herzen „geradezu Briesschwärmer“ war, weil Briefe „der Menschen Eigenes und Echtestes geben“, nicht das in erster Reihe Charakteristische, sondern der Stil, die flüchtig hingeworfenen Bemerkungen. „Was man nicht alles erlebt hat!“ konnte Fontane mit einem Recht wie wenige am Ende seines Lebens ausrufen. Freilich zu der großen antiken Leidenschaft hatte er kein rechtes „Fiduz“, weil ihm auf seinem Lebenswege nichts vorgekommen ist, was unter der Rubrik „antike Leidenschaft“ unterzubringen wäre. Aber für ihn, der auch als Dichter nach seinem eigenen Bekenntnis sich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden suchte, um bei den Nebensachen liebevoll verweilen zu können, waren es Erlebnisse, wenn seine Tochter Mete nach der Lektüre Schopenhauers zu dem jungen Bruder nicht mehr „Theo, du bist zu dumm“ sagte, sondern „Suche das Mißverhältnis zwischen deinem Willen und deinem Intellekt auszugleichen“, oder wenn das Dienstmädchen verwundert ausrief: „Dat son kleiner Herr, wie

Herr Herz ist, schon seine große Kinder haben kann“. Es ist Fontanisch, wenn er von seinem jüngsten Sohn erzählt: „Der Kleinste läßt es an sich kommen. Er ist weniger begabt als die andern und weniger ehrgeizig, wird aber wohl auch seine Meriten haben. Ganz leer läßt der liebe Gott keinen ausgehn“; oder wenn er dem Prinzen Georg, der ein schlechtes Phädradrama geschrieben hatte, den Rat gibt: „Prinzen müssen auf die Jagd gehen oder Geliebte haben oder alte Münzen sammeln. Die Poeterei ist eine zu mühevollte Beschäftigung und läßt sich nicht bei der Schokolade abmachen“. Solche Worte enthalten die ganze Lebensweisheit des Dichters von „Irrungen Wirrungen“ und „Effi Briest“, des prachtvollen Menschen, der eingesehen hatte, daß nichts von besonderer Wichtigkeit ist und daß man alles so oder auch so machen kann, dem „der alte sogenannte Sittlichkeitsstandpunkt ganz dämlich, ganz antiquiert und vor allem ganz lügnerisch“ erschien, der immer, auch im Leben, für Ruhepunkte war und dem Parks ohne Bänke gestohlen werden konnten, und der die Menschen am meisten haßte, welche, wenn ihnen eine gebratene Taube ins Maul fliegt, beim Schicksal nun auch noch auf Kompott bestehen. —



Sonniger Tag.

Über meines Tales Schöne
 Blauf der Himmel ohne Grenzen.
 Daß der Erdenblick gewöhne
 Sich an dieses helle Glänzen.
 Welch ein Blühen auf den Matten!
 Drüber hin ein heißes Zittern,
 Überall die farbenlaffen
 Rosen an den Gartengittern.
 Überall ein buntes Prangen
 Düffereicher Blumenranken,
 Überall ein Icheu Verlangen
 Heimlich verbender Gedanken.
 Überall ein Sonnenblenden
 Und ein Leuchten auf den Wegen. . . .
 Also kam aus lieben Händen
 Glück auf Glück mir heut entgegen.

H. Seiler.